



Beimott und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44

Mittwoch, 31. Oktober

1928

Die Bewegungserscheinungen des Meeres

Wellengang. — Meeresströmungen. — Ebbe und Flut.

Von Kapitän Ernst Kämmer-Riel.

Dem Seefahrer bietet sich das Meer im ganzen als ruhende Masse dar. Er fühlt den Anstieg der Meeresräume an der Ausdehnung unserer irdischen Fläche — 71 vom Hundert — kaum. Im Gegenstande steht die Vorstellungswelt des Meeresmenschen, des Polgenießers etwa, der in die genau umgekehrten Verhältnisse hinein geboren ist. Seine Weltanschauung wird durch den Begriff des „unbegrenzten Meeres“ bestimmt, unbegrenztes Meer, flächenloses Meer, Einheit der Unendlichkeit.

Man möchte das Weltmeer als den erhabenen Ausdruck einer nach unerforschlichen Gesetzen waltdenen Schöpfung ansehen. Wenn der Satz gelten darf: Im Anfang war das Chaos, so bieten das ewige Meer und die unauflösbare Wiederkehr der Bewegungen auf und unter der Meeresoberfläche den erschütterndsten Beweis dafür.

Versteht man die Bewegung des Meeres als einen ruhigen Wasser, versteht die Wassertheorie in Schwingungen und zwar so, daß im Wellenbilde die Bewegung nach vornwärts, im Wellenbilde nach rückwärts erfolgt und schließlich die Wassertheile immer an derselben Stelle bleiben. Soweit die Theorie. In Wirklichkeit jedoch werden bei länger wehendem Winde die Wassertheile in der Richtung des Windes verschoben. Wir bei Seegang ein Stück Holz ins Wasser, und es beobachtet bei einiger Geduld, daß es weiter befördert wird. Die Fortpflanzungstheorie der gesamten Welle als Einzelgebilde ist überaus verwickelt und in mancher Hinsicht noch problematischer Natur. Das gilt übrigens auch — um es gleich vorweg zu nehmen — für die noch zu besprechenden Bewegungserscheinungen des Meeres, so es erscheint dem Forscher ausförmig, gewiss den Dingen je auf die Spur zu kommen, und verstärkt den wunderbaren, unergründlichen Zauber, der über den Lebensanrufungen des Weltmeeres liegt.

Ein über die Wasseroberfläche wehender Wind von gleichbleibender Stärke erzeugt eine fortlaufende Wellenbewegung, den Seegang. Es zeigt sich indessen, daß solche Wellen anwachsen, während die Stärke des Windes die gleiche bleibt. Die Wellen verstärken sich gleichsam gegenseitig, indem die in ihnen aufgespeicherte lebendige Kraft des Windes immer größere Wassermassen in stets ausgiebigere Schwingungen versetzt. Das ist selbstverständlich. Aber: Ist Seegang entwickelt, so kann der Wind aufhören und trotzdem dauert die Wellenbewegung noch lange fort. Die Welle birgt die sich ständig erneuernde Kraft ungleicher Windstöße in sich und vermag so ungeheure Meeresstrecken zu durchwandern. Von dem geheimnisvollen noch völlig unaufgeklärten Wesen dieser sogenannten Dünungen kann man sich am ehesten einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß ihnen ein zurückgelegter Weg von 4000 Seemeilen — rund 7400 Kilometer oder ungefähr ein Sechstel des Erdumfangs — nachgewiesen wurde. Und nicht allein das: diese Wandenrindungen hatten am Anknüpfungs- ort in ihrer Länge und Eigengeschwindigkeit ein beinahe 80 vom Hundert gewonnen! Die Fortdauer liegt hier vor einem Rätsel — Die Dünung kann aus Seelenen die Vorboten eines nahenden oder die Hinterlassenschaft eines gewesenen Sturmes am Beobachtungsort sein. Immer jedoch ist das Meer, sei es aus

sonst totentst, von den ewigen Wemzügen der Dünung durchzogen. Während die Wellenbewegungen des Meeres für jedermann wahrnehmbar sind, zeigen sich die Meeresströmungen durch ein ver- schwiegenges aber umso großartigeres Dasein aus. Betrachtet man eine Karte der Meeresströmungen, so bemerkt man zuerlei: Die Bewegungen haben in allen drei Ozeanen viel Gemeinsames; zweitens bilden gewisse Strömungen einen geschlossenen Stromkreis.

Welche Erklärungen hat man für die Entstehung dieser horizontalen Meeresströmungen? Die Hauptursache ist das über den Meeres- system der Luftströmungen. Diese Winde, vor- züglich die bekannten Passate, zwingen den Wassermassen, über denen sie wehen, eine „Trift“-Bewegung auf. Das so hinweg geführte Wasser muß durch nachströmendes „aufge- füll“, ergänzt werden: die Ergänzungsströme. Wenn eine Triftströmung auf eine Küste stößt, so fließt dieses nach beiden Seiten hin ab — die Abflutströmungen. Sehr oft bilden sich dann Stromringe durch Verbindungsströme, und der Stromkreis ist geschlossen. Endlich treten als richtungsändernde Kräfte die Gestalt der Küsten und die Erdkrümmung hinzu.

Betrachten wir uns kurz unter den zahl- reichen Oberflächenströmungen den allbekannten Golfstrom oder Atlantischen Strom, von dem leuchtend im Zusammenhang mit der aufsal- tenden Witterungsveränderung in Nordeuropa so viel die Rede ist. Er fließt unter all seinen Veranlassungen einzigartig da und ist die gewaltigste Bewegungserscheinung, die wir kennen. Sein wahrnehmbarer Verlauf ist seinen ersten Antriebs durch die Nordostpassat-Trift, die bei den kleinen Antillen ins Karibische Meer hineinsetzt. Diese Karibische Strömung erleidet durch die Enge der Straße von Yucatan eine Beschleunigung, die später in der Flori- dastraße erheblich verstärkt wird. Die Strömung heißt von hier ab Florida-Strom und erreicht zu Zeiten eine Tagesgeschwindigkeit von nahezu 20 Kilometer. (Sie wird vom Rhein in seinem Unterlauf und bei Hochwasser kaum erreicht.) In den Atlantischen Ozean eingetreten, wendet er sich zunächst nördlich später nordöstlich, um schließlich auf der Höhe von Philadelphia, sich immer mehr ausbreitend und an Geschwindigkeit verlierend, eine öst- liche Richtung anzunehmen. (Erdrotation!) Er hat inzwischen Wasserzufuhr von anderen Strömungen erhalten, breitet bei den Azoren seine Strombahnen fächerförmig in den verschiede- nen Richtungen aus und bringt überall sein an der Tropenzone erwärmtes Wasser hin. Ein mittlerer Zweig geht in den Englischen Kanal und durch die Straße von Dover in die Nordsee. Ein anderer Zweig bewegt sich nordwärts zwischen Island und den Färöeren hindurch, für diese Inseln das Klima bestim- mend, sendet Stromstrahlen in die Nordsee, be- streicht die Westküste Norwegens und breitet sich im nördlichen Eismeer bis Novaja Semlja aus.

Können wir uns bei Betrachtung der Meeresströmungen durch die immerwährende Gleichzeitigkeit ihres Zustandes auf allen Ozeanen einen Ueberblick verschaffen, so ist das bei der Erscheinung der Gezeiten keineswegs möglich. Beispielsweise konnte die Wissen- schaft die Gezeiten und den Verlauf von Flut und Ebbe auf höchstem Meere weder fest- stellen noch verstehen.

Den höchsten Wasserstand nach dem Heben des Meerespiegels nennt man Hochwasser, den niedrigsten Niedrigwasser. Die Flut ist der Zeitraum von Niedrigwasser bis Hochwasser, die Ebbe das Umgekehrte. Die mittlere Dauer bei

der Erscheinungen rechnet man gewöhnlich zu 6 Stunden 12 Minuten, so daß sich das Ganze nach rund 12 Stunden 25 Minuten wiederholt. (Das bisher Gesagte trifft im wesentlichen für offene Seehäfen zu. In Meeresbuchten und Flußmündungen verlagern sich die Dinge etwas.) Den Unterschied, das senkrechte Aus- maß zwischen dem niedrigsten und dem höch- sten Wasserstand nennt man den Hub. Er er- reicht an manchen Orten der Erde, zum Bei- spiel an der Westküste Englands, ganz be- trächtliche Höhen, bis zu 18 Metern, und ist dann verkehrsgeographisch von großer Bedeu- tung. Das höchste Hochwasser und das niedrig- ste Niedrigwasser finden einen bis zweieinhal- ben Tag nach dem Ne- und nach dem Voll- monde statt (Springtiden). Trifft die Spring- flut in Verbindung mit landwärts wehendem Sturm auf, so kommt es oft zu den verheer- enden Sturmfluten.

„Heil den unbekannten höhern Wesen, die mir ahnen! Ihnen gleiche der Mensch; sein Beispiel lehrt uns Jene glauben.“ Goethe's allumfassender Geist pflegte in seinen Dichtun- gen oft auf unerklärliche Naturvorgänge, ähn- lich denen der eben beschriebenen Art, hinzu- denken. Man sollte sich solcher Dinge gelaufen- er erinnern, besonders heute, da die Men- schen ein mechanisiertes Weltbild aufgerichtet haben und über ihrer einseitigen Benüderung der Technik den Zusammenhang mit der Natur zu verlieren drohen.

Grabesblumen

Eine Allerseelenbetrachtung von T. H. v. R. o. m.

Mit dem Begriff des Todes verbindet sich die Blume, die auf dem Grabe sprießt. Um- kränzt sich doch der Todessengel mit blauen Blüten, pflanzen wir doch auf dem Hügel, der unser Liebstes birgt, die Symbole der Trauer, Stängel, erdwärts strebende Rosenge- winde und die immergrüne Zypresse und Eibe.

Nach dem Volksglauben unserer Vorfahren lebten die Seelen der Abgestorbenen in Bäu- men und Pflanzen fort, und daraus entstand der Brauch, die Gräber zu schmücken. Schon im Altertum, das seine Toten verbrannte, wan- delten die Seelen im Hades auf blauen Apho- deloswiesen, und es gab gewisse Blumen, die ihnen geweiht waren.

Auf dem Grabmal des Dichters Sophokles steht die Inschrift: Reiz' umklumme den Hügel des Sophokles, wuchern der Fleu, rüber der Stein webe das grüne Gelock.

So ist der Fleu schon immer als unverwilt- liche Erinnerungsblume beliebt gewesen, nie noch heute, neben dem Immergrün — das — als Kranz um die Schläfen toter Junglinge und Jungfrauen gebunden — die Lebenden unver- wesslich machen sollte, und dem Tode, den die Zeitzeit aus der Vergessenheit hervor holt.

Von allen Blumen, mit denen man die Grä- ber schmückt, sind die Rose und die Aker- Rose die beliebtesten. Die weiße Rose, die aus den Trä- nen der heiligen Magdalena entspringen soll, ist am häufigsten auf dem Gottesacker an- zutreffen.

Aber dem Volksglauben nach darf man die Rosen nicht mit in den Sarg geben, weil sonst der Sarg, von dem sie gebrochen sind, welkt. Wo einzelne weiße Rosen im Herbst noch im Garten blühen, zeigen sie den Tod eines Pa- ramiensglaubens an, ebenso wie in Silbes- heim jeder Domherr, dem das Ende nahe war, drei Tage vorher eine weiße Rose in seinem Chorstuhl fand.

noch heute mit dem Madeira, dem ebenfalls meist etwas angegangener Traubenstrauch vor der Gärung und später Spirit zugeführt wird. Damit solche Weine süß bleiben, und den Transport vertragen, müssen sie einen Spirit- zutatz erhalten. War das Jahr unzureichend und der Traubenjaht sauer, so suchten sie ihn mit eingedicktem Süßholz, mit Honig und Bai- jer aufzuheben, gaben unedelm Saft auch wohl die Hefe von edler Lage, um einen raffigere Wein zu erlangen, und vermischten dickere Weine mit dünner. Auch rücherte man wohl Trauben, um dem Wein Rauchgeschmack zu ge- ben, tat Zistounzel hinein, wie es noch heute in Toskana geschieht, und setzte Harze, Pech, Kräuter und Gewürze hinzu. Die meisten Weine dienten jedoch als Heilgetränke, und der älteste Kräuterwein, der aus der klas- sischen Zeit zu uns herübergekommen ist, ist der Vermut, der Ahnherr des bekannten Vermouth di Torino.

Die Antwort darauf, warum auch die alten Griechen und Römer an ihren Weinen herum- doktierten, ist einfach: Auch Griechenland und Italien haben wie andere Länder Schattent- lagen. Auch unter dem lachenden Himmel des Südens wächst lautes und herbes Zeug. Ge- nuss, es gab auch bei den Alten Weine, die ge- rade nicht Naturweine genannt werden konn- ten. Wer alten Wein berühmter Herkunft zu- bezahlen imstande war, trank ihn; weissen Kasse jedoch schwach bestellt war, der mußte sich mit geringeren Marken begnügen. Ueberhaupt spotteten sowohl griechische wie römische Dichter nach Seizenslust über die sauren Weine; ge- rade so bei uns.

Wenn schon die Traube im sonnigen Klima nicht immer ein erfrischendes Getränk liefert, wie viel mehr mühte Nachschiff gegen sie im- rauberen Norden geübt werden! Denn fehlt der Sonnenschein, so liefert sie sauren Most, und daraus wird saurer Naturwein. Aber die- selben Säger schenken den sauren Wein nicht; sie trinken ihn und spotten feiner hinter- her. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts führte Markgraf Albrecht der Bär den Weinbau in die Mark Brandenburg ein, und lange Zeit zählte märkischer Wein zu den lohnendsten Er- werbsquellen. Der Verbrauch an Landwein war feinerzeit der der Mark so stark, daß Johann Georg vorschrieb, bei Hochzeiten außer Bier nicht mehr als zwei Tonnen Landwein auszutrinken. Zur Guldigung seines Nach- folgers wurden an der kurzfristlichen Tafel für 18 Taler 2 Groschen Rheinwein, dagegen vom märkischen Wein für 182 Taler 9 Groschen getrunken. Ein fernerer Beweis für seine Güte ist darin zu sehen, daß Potsdamer Wein in fremde Länder verschickt wurde und als Franz- oder Rheinwein zurückkam.

Ob er von Kennern der „Bingeheimnisse“ vor der Rückkehr erst in Behandlung genom- men worden war, darüber schweigt die Chro- nik. Von häufigen Weinfälschungen erfahren wir erst im 18. Jahrhundert. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erließ scharfe Ver- ordnungen gegen die Fälscher. Solchen Wirten wurde die Schankgerechtigkeit entzogen; war der Wirt Hausgentilman, so wurde an seinem Hause eine schwarze Tafel befestigt, die ihn als Weinpantist kennzeichnete. Zuhil- fe, die Wein mit Wasser tauchten, kamen in die Karte.

Ob er von Kennern der „Bingeheimnisse“ vor der Rückkehr erst in Behandlung genom- men worden war, darüber schweigt die Chro- nik. Von häufigen Weinfälschungen erfahren wir erst im 18. Jahrhundert. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erließ scharfe Ver- ordnungen gegen die Fälscher. Solchen Wirten wurde die Schankgerechtigkeit entzogen; war der Wirt Hausgentilman, so wurde an seinem Hause eine schwarze Tafel befestigt, die ihn als Weinpantist kennzeichnete. Zuhil- fe, die Wein mit Wasser tauchten, kamen in die Karte.

Dann ging es weiter nach Peking. Der erste Zug, der seit acht Monaten die Strecke passiert hatte, brachte den Maler nach der Hauptstadt des Reiches der Mitte. Die Fahrt erfolgte in einem Viehwagen, der mit chinesischen Soldaten überfüllt war. Ein mitfahrender Bauer wurde von den Marodeuren während der Fahrt er- schlagen und einfach zum Bogen hinaus auf die Strecke geworfen. Durch Worte und Ge- bärden zeigten die Mörder dem weißen Rei- senden, daß sie nicht übel Lust hätten, ihm das Reich der Mitte zu bereiten. Nur seine Kaltblüt- tigkeit und äußerste Zurückhaltung bewahrten den Künstler vor einem vorzeitigen Ende.

In Peking traf ihn ein harter Schlag. Als er seine wertvollen Bilder aus dem Packwagen ausladen wollte, stellte sich heraus, daß die Rit- zen erbrochen und nicht weniger als 180 uner- lebbare Bilder, Skizzen und Entwürfe ver- nichtet oder so beschädigt waren, daß sie nicht wieder hergestellt werden konnten. Als er dem zuständigen Beamten mit einer Beschwerde über den Schaden vorlegte, drohte, riet dieser ihm, ganz ruhig zu sein, wenn er Wert darauf lege, lebendig China zu verlassen. Strahler blieb Rat zu befolgen. Uebrigens trug er den Verlust mit um so größerer Ruhe, als er auf seiner früheren Künstlerfahrten Schlimmeres erlebt

hatte. In den Ostasiatischen Museen wurden sein Freund und der Führer von Eingeborenen erschlagen und getötet. Strahler selbst hatte unter Zurücklassung von 30 Bildern das nackte Leben retten können.

Derartige Widerwärtigkeiten schrecken den Künstler aber durchaus nicht ab. Er plant be- reits eine neue Expedition, die ihn diesmal in die Eiswüsten Alaskas führen soll.

Krause, der wilde Jäger

„Hört“, sagte Krause, „wie ich einst im Schwabenlande Jagte. Es ist wenig be- kannt, daß Jagden eine große Vorliebe für Schnupftabak haben. Ich erfuhr durch einen Jäger von dieser Tatsache und machte mir sie gleich zu nuge. Nämlich ich ging auf eine Gasse und streute auf jeden der vielen bei Jagstreichenden Steine, die dort an den Grä- ben aufgestellt sind, eine Prise Schnee- beger Schnupftabak. Die Jagden kamen in der Dämmerung zahlreich herbeigelaufen und schnuppten lustig: „Donnerwetter, das scheint ja alter echter Schneebeiger zu sein.“ Dann nahm jeder einen tüchtigen Zug, sang schrecklich zu niesen an und geriefte dabei seinen Kopf an der Steinhaut. Um jeden Stein lagen schließlich drei oder vier Hais- leichen. Ich fuhr mit einem großen Reiter- wagen die Gasse entlang und fand Schritt für Schritt zahlreiche Beute, so daß der Wagen in kurzer Zeit gefüllt war.“

„Hört“, sagte Krause, „wie ich einst in Indien auf die Tigerjagd ging. Man jagt dort bekanntlich bei Tage mit großem Aufstand an Elefanten und Tieren vom Rücken riesiger Elefanten aus. Das war für mich eine viel zu um- ständliche Sache. Ich erlangte meinen eigenen Trick. Ich sagte mir: die leichter ist der Tiger des Nachts zu jagen, denn seine glühenden Nachbiteraugen leuchten dann schon auf hundert Schritt Entfernung wie zwei Auto- mobilaternen. Ich brauche nur einfach in die Mitte zu zielen und der Tiger fällt mit Sicher- heit durch Gehirnknall.“

Mit diesem Verfahren habe ich große Er- folge gehabt. Aber denkt euch, als ich nach einigen Jahren abermals nach Indien kam, da waren die Tiger inzwischen auf einen jabel- haften Kniff gekommen: sie kamen immer zu zweit und jede Bestie kniff dann das eine Auge zu, so daß meine Kugel unschädlich zwi- schen die beiden Köpfe hindurchging.“

„Hört“, sagte Krause, „wie ich einst in Me- derbapern die Fasanen überfällte. Die Fa- sanen sind bekanntlich eine furchtsame, aber mehr noch eine neugierige Gesellschaft. Ich spürte vorsichtig jeden Baum auf, in dessen Ästen sich ein Fasanenvolk niedergelassen hatte. War ich auf zehn Schritte heran, be- gann ich lustig zu pfeifen. Die neugierigen Vögel äugten umher und verrenkten dabei komisch die Hälse. Nun setzte ich mich schnell in Lauf und rannte hastenwackelnd immer um den Baum herum. Sämtliche Fasanen schauten mir aufgeregt nach. Sie mußten bei dem raschen Rundlauf fortwährend die Köpfe drehen. Schließlich hatten sie sich dabei die Köpfe ganz abgedreht und fielen tot vom Baum, wo ich sie dann zu Tugenden aufsam- meln konnte.“

Am Ausguck

Das Erbe des Selbstmörders.

Der Wiener Agent Emmerik Böhm lebte in letzter Zeit in schlechten Verhältnissen und sah — wie so viele in der ehemaligen Kaiser- stadt, den Entschluß, seinem Leben selbst ein Ende zu bereiten. Böhm hatte einst bessere Tage gesehen, und wenn er auch als eins der vielen Opfer der schlechten Konjunktur frei- willig aus dem Leben schied, so legte er doch Wert darauf, „makellos“ zu sterben. Da er nun keinen Vermögen, dafür aber ein ziemliche Schulden aufzuweisen hatte, be- stimmte er seine einzige Hinterlassenschaft, ein Auktionslot der österreichischen Klassenlotterie, für seine Gläubiger. Elf Tage nach seinem Tode wurde sein Los mit nicht weniger als siebzehntausend Schilling gezogen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Alena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Alena.

Künstlerfahrten in Zentralasien

Seltene Abenteuer eines Malers in Tibet und China.

Von Dr. S. Laske-London.

Berechtigt Interesse erregte vor einiger Zeit in der Londoner „Pateron Galerie“ eine Ausstellung von Bildern, die der bekannte österreichische Maler Robert Strahler in Tibet und der Mongolei gemalt hatte. Der erst vierzigjährige Künstler gehört zu einer Klasse von Malern, wie es deren wohl wenige geben dürfte. Aus Lust am Abenteuerlichen durch- streifte er die fernsten und wildesten Länder, um Land und Leute im Bilde festzuhalten. Mehrfach ist er nur mit knapper Not dem Tode entgangen, so auch auf seiner letzten Reise, die ihn ins wilde Zentralasien führte.

Von Indien aus ging Strahler heimlich ohne Papiere und gegen den Rat aller seiner Be- kannten über die tibetische Grenze. Außer seinen Malutensilien und einer einfachen Feld- ausrüstung hatte der kühne Jäger des Apelles nicht viel bei sich. Ein wohlgefügter Tibet- er hatte ihn gerufen, die größeren Orte zu ver- meiden, wenn er lebendig zurückkehren möge.

Die Antwort darauf, warum auch die alten Griechen und Römer an ihren Weinen herum- doktierten, ist einfach: Auch Griechenland und Italien haben wie andere Länder Schattent- lagen. Auch unter dem lachenden Himmel des Südens wächst lautes und herbes Zeug. Ge- nuss, es gab auch bei den Alten Weine, die ge- rade nicht Naturweine genannt werden konn- ten. Wer alten Wein berühmter Herkunft zu- bezahlen imstande war, trank ihn; weissen Kasse jedoch schwach bestellt war, der mußte sich mit geringeren Marken begnügen. Ueberhaupt spotteten sowohl griechische wie römische Dichter nach Seizenslust über die sauren Weine; ge- rade so bei uns.

Die Antwort darauf, warum auch die alten Griechen und Römer an ihren Weinen herum- doktierten, ist einfach: Auch Griechenland und Italien haben wie andere Länder Schattent- lagen. Auch unter dem lachenden Himmel des Südens wächst lautes und herbes Zeug. Ge- nuss, es gab auch bei den Alten Weine, die ge- rade nicht Naturweine genannt werden konn- ten. Wer alten Wein berühmter Herkunft zu- bezahlen imstande war, trank ihn; weissen Kasse jedoch schwach bestellt war, der mußte sich mit geringeren Marken begnügen. Ueberhaupt spotteten sowohl griechische wie römische Dichter nach Seizenslust über die sauren Weine; ge- rade so bei uns.

Auf das Grab einer Jungfrau pflanzt man gern weiße Lilien, und es heißt, daß allein der Geliebte der Verstorbenen sie pflücken darf, da ihr Geist darin lebe.

Die alten deutschen Gesele strafen einen Raub an Gräbern als Totenraub (Hirup), weil angenommen wurde, daß die Erde des Hügels, samt allem, was darauf wuchs, ein Teil des Begrabenen sei.

Die Älter, besonders die weiße, erinnert an die Sterne, ist also ein ewigkeitsymbol. Zu preisen und Ältern hauchen den belebenden Begräbnisduft aus, den jeder schon empfunden hat. Wohl nimmt man auch die starkduftende Tuberoze zur Grabesblume, besonders im Süden, doch ist sie zu aufdringlich und widerspricht dem eigentlichen Trauercharakter.

Eine große Rolle spielt der Rosmarin in vielen Gegenden. Ihn trägt man zu allen wichtigen menschlichen Festen, bei der Taufe, bei der Hochzeit, und stets beim Begräbnis. „Rosmarin und Trauerweiden“ gehören in Thüringen zu jedem Grabe. Auch Schiller sagt in seinen Nardern: „Ich will hingehen und unter Rosmarin entschlummern“, und Freiligrath spricht von einem Toten im Ocean: „— und auf dem sein Grab kein Rosmarin, umfaßt's auch kein Rosenstrauch, keiner Trauerweide Grün...“

Von Bäumen ist, außer Zypresse, Taxus und Trauerweide, auch die Linde aus den Friedhöfen zu sehen. Viele Volkslieder tun ihrer als eines Grabesbaumes Erwähnung, ist sie doch den Germanen eine Art Schicksalsbaum. Die Linde, die das „auf ewig erkaufte“ Grab zu Hannover eigenmächtig öffnete, indem sie den schweren Grabstein durchwuchs und beiseite drängte, ist ebenso bedeutungsvoll wie die zu Linn im Margau, die aus einem einzigen Zweiglein entstand, das der einzig Lebende einer Pestzeit auf das Massengrab stieg. Daraus entwickelte sich ein mächtiger Baum, von dem es heißt, daß einst, wenn sein Schatten bis auf die Salsburg reicht, die Welt untergehen soll.

Die Neuzeit fragt nicht mehr viel nach Volkspoesie und Grabesromantik. In Raffel ward auf einem alten Friedhof eine schöne, schlank Linde, die ebenso wie die zu Hannover einen alten Grabstein durchwachsen hatte und himmelan gewachsen war, einfach abgehauen. Symbole sind unmodern.

Nur der Tod fragt nicht nach den Sympathien der Menschheit, er hält seine Ernte und schneidet Kraut und Blume, Aufspäzungen wie Treibhausorchidee. Mit ihm, durch ihn werden Gru und Zypresse, Rose und Älter, Immergrün und Trauerweide die Gräber schmücken und die Trauer über die Vergänglichkeit mit jählicher Erinnerung und lichter Hoffnung kränzen.

Die goldene Tafel von Lüneburg und ihr Räuber

Von Gerd Damerau.

Die Salzquellen verschafften Lüneburg unter den Städten des Mittelalters eine bevorzugte Stelle. Heinrich der Löwe, der Schützer und Förderer Lüneburgs, hatte sogar, um ihr diese Vormachtstellung zu erhalten und die Konkurrenz aus dem Wege zu schaffen, die Salzquelle Odesloe bei Lüneburg zuschütten lassen. Die Hansestädte konnten das lüneburgische Salz nicht entbehren, deshalb gehörte Lüneburg zu den angesehensten Mitgliedern der Hanse. Salz war Reichtum, und einen sichtbaren Beweis für den Wohlstand der Stadt bedeutete neben den stattlichen Häusern und Kirchen die sogenannte goldene Tafel in der St. Michaeliskirche. Von diesem kostbaren Altar wurde behauptet, daß schon Karl der Große ihn gestiftet habe, nach anderer Meinung hatte ihn Heinrich der Löwe aus Palästina mitgebracht, und wieder andere nannten Otto 2. seinen Stifter, der ihn aus arabischer Beute hätte anfertigen lassen. Dieses uralte Kleinod bestand aus einer goldenen Wand, die eine Darstellung der heiligen Geschichte in getriebener figürlicher Arbeit aufwies und überreich mit Rubinen, Smaragden und Perlen besetzt war. Die „goldene Tafel“, der vielbesungene Besitz Lüneburgs, war weit bekannt. Daher erregte im Jahre 1698 die Nachricht, daß diese Kostbarkeit von einer Räuberbande gestohlen worden wäre, in ganz Deutschland großes Aufsehen.

Große Diebstähle waren damals an der Tagesordnung. Fast zu der gleichen Zeit, als man Lüneburg seinen größten Schatz raubte, hielten sich in einem Hofe zerschmettert wurden.

Diebe aus dem festen Kessel der Hamburger Hauptkirche „eine Tonne Goldes“. Schloß und Kirchen wurden ausgeraubt, und in Sachsen, Franken, Brandenburg, Braunschweig war man ebenso wenig sicher wie in Hannover und in der Pfalz. Die Diebe verschwand jedesmal, als wenn der Erdboden sie verschluckt hätte, und man merkte es bei jedem neuen Fall, daß man es mit einer gut organisierten Bande zu tun hatte.

Doch Erfolge machen bekanntlich sicher und sorglos; wahrscheinlich war der Krug lange genug zum Brunnen gegangen, und sein Schicksal hatte sich erfüllt. Denn kurze Zeit nach dem Raub der „goldenen Tafel“ hob man die ganze Diebesbande in der Nähe von Hof in Franken aus, als sich ihre Mitglieder nach der Beraubung der Kirche in Wunsiedel der Ruhe hingaben. Auch des Anführers wurde man diesmal habhaft. Nickel List war es, der nicht wie hundert Jahre später der Schinderhannes im Hunsrück ein romantisches Leben in Wald und Feld führte, sondern nach einer anderen Methode arbeitete. Er war der Sohn eines ländlichen Tagelöhners. Schon in früher Jugend hatte er eine große Neigung zu den Wissenschaften, besonders zur Chemie und Arzneikunde. Um sich die Mittel zum Studium zu verschaffen, trat er in den Dienst verschiedener Herren, bei denen er sich die Gewohnheiten und das Benehmen der vornehmen Welt aneignete. Statt in die Hörsäle der Universitäten wirkte ihn der Schicksalsfaden aber in Schlacht und Krieg. Bei Fehrbellin kämpfte er mit, im Elsaß stand er gegen die Franzosen in Ungarn gegen die Türken, und auch bei der Belagerung von Osnabrück war er mit. Nach ehrenvollem Abschied kehrte er mit Beute reich beladen in seine ländliche Heimat zurück, kaufte eine Schenke und hatte sein Leben in Ruhe und Frieden beschließen können, wenn sich nicht alte wilde Kriegskameraden bei ihm einquartiert und ihn, dessen Mut und Entschlossenheit sie kannten, so lange bestürmt hätten, an ihren Raubzügen teil zu nehmen, bis Nickel List müde wurde und nachgab.

Zu jener Zeit, als in Nordwestdeutschland die Räubereien kein Ende nahmen, kein Verstoß sicher, kein Gewölbe fest genug war, um den Dieben zu widerstehen, traf eines Tages in Hannover ein vornehmer Paar ein, ein Freiherr Johann Rudolf von der Wölfe mit Gemahlin, mit Jägern, Lakaien und Reitknechten. Der Freiherr nahm in einem angelegenen Hause Quartier, und man lebte auf großem Fuße. Besonders die Freifrau sammelte einen geselligen Kreis um sich, erschien in den elegantesten Toiletten und ließ sich von den Modetheilen hofieren. Den Freiherrn bekam man seltener zu Gesicht. Er widmete sich, wie es hieß, chemischen und alchimistischen Studien. Außerdem nahm ihn die Verwaltung seiner holländischen Güter sehr in Anspruch, die ihn auch zu häufigen Reisen, allein oder in Begleitung seiner Bedienten, mitunter auch seiner Gemahlin, nötigten.

Niemand schöpfte einen Verdacht, niemand ahnte, daß dieser Freiherr von der Wölfe der berüchtigte Räuberanführer Nickel List war. Diener und Lakaien, ja auch die „Gemahlin“ waren seine Spiegelfechter, mit denen er Raubzüge in die Gegend unternahm. Im Laboratorium hatte man vergeblich nach Metorten und chemische Lösungen gesucht. Dafür war aber alles, was zur Anfertigung von Dietrichen und Diebeswerkzeugen diente, vollständig vertreten. Ebenso plötzlich, wie der „Freiherr“ in Hannover aufgetaucht war, verschwand er wieder. In anderen Städten trat er in Allongeperrücke und Samtmantel als hochgelehrter Doktor der Medizin auf und hatte auch einen großen Zulauf von Patienten.

Aber wie gesagt, eines Tages war das Maß voll, und Nickel List fiel der rächenden Gerechtigkeit in die Hände. Seiner „Gemahlin“, der durchgebrannten Frau eines Hamburger Weinhändlers, die der Räuberbande treffliche Dienste leistete, ist man übrigens nie habhaft geworden. Noch einmal spielte die „goldene Tafel“ von Lüneburg in des Räubers Leben eine Rolle. Der Fürst von Braunschweig-Lüneburg-Celle hatte sich die Verfolgung dieser Räuberbande zur Lebensaufgabe gemacht und die Errichtung eines Zentralunterstützungs- und Gerichtshofes in Celle durchgesetzt. Die Räuber aus ganz Deutschland wurden zur Aburteilung dorthin gebracht. Auch Nickel List wurde in Celle abgeurteilt, und weil er alle seine Schandtatzen bekannte, auch seine Helfershelfer zu reumütigen Geständnissen ermahnte, milderte man sein Urteil wegen seines „treuen und offenerherzigen Bekenntnisses“ dahin, daß ihm die Glieder „nur“ mit eisernen Keulen zwischen dem Fußstern Castors und Beta

Der Sternenhimmel im Monat November 1928

Von Max Valler.

Im Berichtsmonat bietet der gestirnte Himmel im wesentlichen schon das Bild seines hochwintertlichen Prangens. In der Dämmerung, die abends zu früher Stunde einbricht, spürt man davon allerdings weniger, dennoch greift tief im Südwesten, als letzte Erinnerung an das sommerliche Sternenzelt, Saturn dicht über dem Horizontbogen seines Unterganges. Am 8. und 7. November zieht unter ihm die strahlende Venus vorüber, an Glanz vierzigmal so hell wie der bleiche, ringgekränzte Wundplanet. Während dieser von Woche zu Woche schwächer werdend gegen Monatsende ganz vom Abendfirmament verschwindet, gewinnt Venus an Glanz und Sichtbarkeit immer mehr, da sie nach Novembermitte wieder in nördliche Deklinationen empor steigt. Ebenfalls Stern in der noch hellen Dämmerung als erhellte Stern am östlichen Firmament taucht der gewaltige Jupiter mit seinen Monden auf. Zu Monatsanfang gegen 20 Uhr, später sich immer mehr verfrühend, geht dann der rotglühende Mars hoch im Nordosten auf. Dieser im mächtigen Annäherung an die Erde begriffen, läßt seine Scheibe im Berichtsmonat von 12½ auf 15 Bogensekunden wachsen, so daß zuletzt schon eine etwa 150fache Vergrößerung genügt, um ihn im Fernrohr gleichgroß zu erblicken, wie der Vollmond dem freien Auge erscheint. Nun bleibt uns nur noch Merkur im Kranz der Planeten, dessen seltene Sichtbarkeit im Berichtsmonat wieder einmal am Morgenhimmel zur Tatsache wird. Da er in der zweiten Novemberwoche seine größte nördliche Breite und am 9. seinen größten Winkelabstand zur Sonne durchgreift, so ist er anderthalb bis eine Stunde vor Sonnenaufgang über Osten als fliehender heller Morgenstern nicht allzu schwer zu finden und läßt sich bis in die helle Tagesdämmerung hinein im Auge behalten. Den schönsten Anblick bietet Merkur wohl am 10. November gegen 6 Uhr morgens, da er mit dem Fixstern Spica, der wenig rechts etwas höher steht, und der abnehmenden Mondscheibe, die zwischen beiden etwas oberhalb vorüber zieht, eine Konstellation von seltenem Bildreiz bietet. Da er sich aber der Sonne alsbald wieder nähert, so ist die Gelegenheit zu seiner Beobachtung zur Monatsmitte schon wieder zu Ende.

Der Fixsternhimmel bietet im Berichtsmonat zu Anfang um 22 Uhr, gegen Ende um 20 Uhr seine Bilder in der nachfolgend beschriebenen Stellung dar:

Im Nordwesten versinken eben die obersten Sterne des Perseus, während genau im Westen der Adler untergeht und im Südwesten auch der Steinbock bereits zur Hälfte unter den Gesichtskreis getaucht ist, so daß nur sein einprägsamer Kopf noch überragt. Delphin und Schwan erfüllen aufrecht über Welt die mittleren Höhenflächen des Firmaments. Ueber Südwest steigt tief Komalhaut im fühlbaren Reich, über sich im Tierkreis die Sterne des Wassermanns und der Fische, noch steiler folgend Pegasus. Das Feld über Süden wird in den tiefen Tagen von dem weit ausladenden Bilde des Wassermanns eingenommen, in den mittleren von Fischen, Widder und Dreieck und steil zu Häupten von der mit mächtigen Hauptsternen einprägsam gezeichneten Andromeda, die ihren berühmten Spiralnebel fast genau im Scheitelpunkte vorüber ziehen läßt. Der Himmelsmeridian, der vom Pole am Widder links vorbei gegen Südosten schräg hinunter schneidet, trennt die bisherigen Sternbilder von den wintertlichen Figuren.

Breit ausgegossen zieht über dem Gesichtskreisbogen im Südost strömte Eridanus' Sternenzug dahin, während im Osten bereits mit allen seinen hellen Sonnen Orion, das herrliche aller Winterbilder, empor gestiegen ist. Steil über ihm erglänzt Aldebaran, der Hauptstern im Stier, und ihm an Höhe und an Aufgangzeit voraus glitzert das Gruppen der sieben Plejadensterne, die das scharfe Auge ohne weitere Hilfsmittel zu erkennen vermag und die im Öpernglas, Feldstecher, kleinen oder großen Fernrohr immer neue Reize bieten und besser als irgend ein anderes Objekt des Himmels geeignet sind, die Güte und Leistungsfähigkeit der Gläser untereinander zu vergleichen. Die winzigen Hohenfisternen dicht um Aldebaran selber sind in diesem Sinne brauchbar, wenn auch nicht ganz so interessant. Zwischen Ost und Nordost liegender Stellung mit den Kopfsternen Castor und Pollux nach links gewendet, schweben die himmlischen Zwillinge am Firmament herauf. Zwischen dem Fußstern Castors und Beta

Tauri, der Hornspitze des Stiers, bewegt sich übrigens der Planet Mars, seit dem 12. des Berichtsmonats rückwärts. Ueber ihm, mit Castor und Aldebaran ein stumpfes, gleichschenkliges Dreieck bildend, glitzert Capella im Fuhrmann, während etwas verpätet genau im Osten Procyon im kleinen Hunde hervortritt, so daß zur angegebenen Beobachtungsstunde nur noch Sirius, der König der Fixsterne, auf sich warten läßt.

Von den Circumpolarsternenbildern geht der große Bär in unterer Kulmination unterhalb des Polarsterns über Norden durch, zieht die Cassiopeia über Osten herauf, strahlt Cassiopeia steil aus dem Scheitelpunkt hernieder, während Cepheus mehr gegen Südwesten gewendet ist. Der langgestreckte Drache, dessen Schwanzende noch über die Perseussterne hinaus gegen Nordost sich polwärts wendet, streckt seinen Kopf vom Pole fort gegen Nordwesten, auf die Veger zu, deren Hauptstern Wega schon in der Dämmerung der erste Fixstern ist, der in jener Gegend sichtbar wird und der wegen seiner nördlichen Deklination auch noch bis Winternacht flach über dem Gesichtskreisbogen kreist.

Im November verdient die Verfolgung der Sternschnuppen besondere Beachtung, die, unter dem Namen Leoniden bekannt, vom 10. bis 17. November aus dem Bilde des zu Winternacht im Osten eben aufgehenden großen Löwen strahlen.

Der Mond in Volkstum und Aberglauben

Von Professor W. A. Hammer-Wien.

Die Anschauung, daß die Gestirne großen Einfluß auf das Geschick aller Lebewesen ausüben, ist uralte. Sie hatte sich mit der Zeit zu einer mystischen Wissenschaft entwickelt, die erst wieder neuere Forschungen zu Falle brachten. Dennoch aber hat sich der damit verknüpfte Volksglaube und vieles davon, was in Mythos und Sage verankert war, in unserer Sprache erhalten.

Wie die Sonne am Tage, so erschien der Mond schon den uraltesten Erdenbewohnern als ein Herrscher, als eine Gottheit, von deren Günst oder Unbill das irdische Leben abhing. Kein größeres Unternehmen konnte bei abnehmendem Monde gelingen. Auch die Germanen pflegten vor oder zu Neumond keine Schlacht anzunehmen; sie hielten diese, wenn sie ihnen — wie von Caesar ausgedrungen wurde, — schon von vornherein für verloren und stützten sich deshalb hoffnungslos in den Kampf. Wie tief gerade der Mondaberglaube im Volks- und in der Wissenschaften alter heidnischer Gebrauche, die Karl der Große den antwortenden und bekehrten Sachsen verbot. Da ist auch ausdrücklich erwähnt, man dürfe nicht glauben, daß der Mondfinsternis das Gesicht in Gefahr sei, von dem „Mondwurm“ — nach dem „Muschilli“ und der „Edda“ ist es der „Gentris“ oder „Mondwurm“ — verschlungen zu werden. Man müsse aber dem Gestirn zu Hilfe kommen mit dem Geschrei: „Siege, Mond!“ (vince, luna). So ist wie die Sonnenverehrung auch der Mondkult schon frühzeitig durch das Christentum wesentlich eingeschränkt worden. Doch sind uns gerade aus jener Zeit zahlreiche plastische Denkmäler erhalten, und zwar gerade an Kirchen, wie z. B. in Schwaben, wo nicht selten ein Ungeheuer mit einer Kugel vor dem Rachen dargestellt ist, als wolle es das Himmelsgestirn verschlucken und verfolgen. Sehr lange erhielt sich die Rechnung nach „Mondwochen“ und galt auch der Mond selbst, wie ja die indogermanische Wurzel seines Namens me-messen (auch lat. mensis-Monat) verrät, als der „Messer der Zeit“. Davon haben sich runde Ausdrücke erhalten, wie z. B. „Die Uhr geht nach dem Mond“ (nicht richtig), wie man auch auf Grund einer mythischen Vorstellung in der „Mondnacht“ (Lunatismus) einen unheilbaren Wahnsinn erklärte, der sich besonders im Nachtmundeln äußerte. Die neuere Wissenschaft erklärt es als Somnambulismus. Das Dämonische des Mondes mag dazu geführt haben, auch vom „Schwarzmond“ zu sprechen, der, wie der Wolf im Märchen die sieben Geißlein bis auf eines, alle seine sieben Mondstücken verschlingt. Jacobson erwähnt in seinem 1783 erschienenen technologischen Wörterbuch eine „Monduhr“, die mitunter in Gestalt einer Mondkugel bei Nacht durch Schatten des nächtlichen Gestirns die Stunden angab. Im übrigen wurden auch Wanduhren in neuerer Zeit gebaut, die außer Stunden, Minuten und Sekunden Tage und Monate anzeigen.

Der Vollmond wurde schon in ältester Zeit als Unheil gesehen und daher auch von Bräutigamen den Kindern mit den schlichten Worten gedeutet: „Der Mond ist rund, zwei Augen, Nase und Mund.“ Bürger spricht in seinem Gedicht „Der Kaiser und der Abt“ auch von dem Vollmondgesicht.

Die volle Scheibe am Himmel erweckte im Menschen auch die Vorstellung, daß der Mond lacht, worüber schon manche lichte Seiten der Sage guter Dinge waren. Man denke z. B. an den Schmeißer in Grimms Zaubermärchen „Die beiden Wanderer“. Anders allerdings, wenn der Mond „sich schief lacht“ und ein schielendes, nabelndes (vgl. „Nabelungen“) Gesicht bekommt, was sich von der Sonne wohl niemals sagen läßt. Man schrieb auch von alterher dem Vollmond, der die Sterne, wie ein Stirt seine Schafe, zu hüten scheint, viel Unheil zu. Um so mehr Furcht flößt das Abnehmen des blassen Totenansichtes wie auch der Neumond ein. Ja, dieser wurde nicht nur „Schwarzmond“ genannt, sondern auch für den Bösen gehalten, dem so manches „Mondkalb“, also eine Art Todesfurcht um Teufelskind sein Dasein verdanke. So gebraucht Luther die Bezeichnung „Mondkalb“ für Boshelldah. Ein aus der Urzeit stammender Aberglaube jagt von allerhand schlimmem Einfluß des abnehmenden Mondes wie des Neumondes auf das gesamte Leben der Erde überhaupt. Galt der Mond im allgemeinen als Spender der Fruchtbarkeit und auch der Fruchtbarkeit, so wurde andererseits seiner Ungunst manches Mißgeschick und manches Uebel zugeschrieben. So bestand kein Zweifel über seinen Einfluß auf das Gehirn von Menschen und Tieren, selbst auf das Mark der Krebse; und es hieß, daß der tierische Körper beim wachsenden Mond fetter, dagegen beim abnehmenden dünner, ja beim Neumond sogar zum Skelett werde. Zu dieser Ansicht, die auch heute noch die Flamen bezüglich der Reiter vertreten, mag vor allem die Erfahrung beigetragen haben, daß Ebbe und Flut des Meeres mit dem Mondlauf zusammenhängen. Selbst Vorgänge im menschlichen Körper wurden den Mondzeiten ebenso zugeschrieben wie gewisse Krankheiten und Gemütsstimmungen und letztere deshalb auch „Lunae“ (von lat. luna = Mond) genannt. Dieser im alten Mondkult wurzelnde Aberglaube hat sich in vielen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten.

Zu welcher großen Bedeutung dieser auch im Alter- und Gartenbau gelangte, beweist ein im Jahre 1751 zu Breslau und Leipzig erschienenes Buch „Der sorgfältige neuvermehrte Haus- und Wirtschaftsverwalter“, das alle möglichen Ratsschlüsse für den Landwirt enthält, u. a. daß das Harken und Düngen nur am „alten Monde“ geschehen, beim abnehmenden Mond oder im Neumond weder Lintraut geätelt noch Kraut geist werden dürfe, dagegen das erste Gras nur im Neumond, das Grumet (das zweite Gras) wieder im Vollmond gemäht werden müsse. Auch die Aussaat sei am besten im ersten Mondviertel vorzunehmen, während z. B. den im Neumond gesäten Weizen sehr leicht der Brand vernichte. Dagegen sei man wieder in manchen Gegenden Bohnen, Erbsen, Kirschen und Linen lieber bei abnehmendem Mond, sonst auch bei Vollmond.

Auch in der Volksmedizin, die sich aller Naturkräfte bediente, spielte der Mond eine nicht unbedeutende Rolle. So glaubte man, allerlei Krankheiten und körperliche Gebrechen unter Herjagen gewisser Zauberformeln bei abnehmendem Monde heilen zu können. Unliebsame Auswüchse, wie auch Hühneraugen und Ueberbeine, ja selbst „Kröpfe und Warzen“, heißt es in einem alten praktischen Handbuch, „entwickeln sich stets beim zunehmenden Monde, verschwinden aber wieder von selbst bei „Neumond“. Bei den zur Verwendung kommenden Heilkräutern, namentlich was die Borchschiff betrifft, viele und wie oft sie zu nehmen sind, findet sich auffallender Weise immer die Neumondzahl. Dieser hängt wieder damit zusammen, daß man früher den Monat zu drei Mondwochen von je neun Tagen rechnete. Die Mondrechnung in der Volksmedizin läßt sich vor allem damit erklären, daß man meinte, die Krankheiten kämen von den Toten und somit vom Monde, ihrem Aufenthaltsort.

Nach allem läßt sich die ältere Kultur kaum ohne den Mondaberglauben denken, der, wie man sieht, auch heute noch mit unserem Volkstum verknüpft und dort zum Symbol geworden ist, wo er uns in dichterischen Worten begegnet. So heißt es in Shakespeares Drama „Romeo und Julia“ im Geiste jener Zeit: „O, schwebt nicht beim Mond, dem wandelbaren, der immerfort in seiner Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sei!“

Weingeheimnisse

Eine alte Anekdote erzählt: Als der Weinschänder Abraham auf dem Sterbette lag, rief er seinen Sohn, der das Geschäft später übernehmen sollte, zu sich und sagte zu ihm mit schwacher Stimme: „Moses, ich will dir verraten ein Geheimnis; man kann auch Wein bereiten aus — Trauben!“ Das läßt tief blicken. Freilich liegt darin eine große Uebertreibung, aber dieses „Geheimnis“ enthält doch mehr als ein Körnchen Wahrheit. Der Weintrinker will heute Naturwein haben, und die heutige Weingeleggebung trägt dem in umfangreichen Maße Rechnung, indem durch ein Gesetz Vorschriften über die Herstellung und den Verkehr mit Wein, weinhaltenen und weinähnlichen Getränken gegeben worden sind. Insbesondere bestimmt es die Stoffe, die dem Wein bei der Kellerbehandlung zugefügt werden dürfen, und gestattet Zuckerzulaß nur dann, wenn es sich um besonders schlechte Jahrgänge handelt; auch darf gezuckerter Wein nicht als reines Erzeugnis bezeichnet werden. Veredelter Wein, das heißt Mischung aus Wein verschiedener Herkunft oder Jahrgänge, darf nur dann nach einem der Bestandteile genannt werden, wenn dieser der Menge und Güte nach überwiegt usw.

Tarin also, daß es selbst nach dem Gesetz zugelassen ist, Erzeugnisse der Traube durch Zucker zu verbessern, wird immerhin im gewöhnlichen Sinne auch anerkannt, daß dies möglich ist, und selbst die wissenschaftlichen Behauptungen für Weinbau haben gezeigt, wie man aus geringen Reben, sogenannten Schatterfeten, einen trinkbaren Wein erzielen kann, und wie man dem Most zusetzen muß, wenn der Gerbst halt war, die Sonne nicht lüht und die Traube arm an Zucker blieb. Wenn der Zucker sich nicht in der Traube anammelte, so war er in der Zuckererde und dem Zuckerrohr umso reichlicher vorhanden. Man nimmt daher Rüben- oder Rohrzucker und setzt dem Most so viel davon zu, wie er in guten Durchschnittsjahren zu enthalten pflegt. Damit das Liebermaß von Säure herabgestimmt wird, muß ferner so viel Wasser hinzugegeben werden, daß das Säureverhältnis dem eines mittleren Jahrganges entspricht. Ein so „gezuckerter“ Most vergärt alsdann wie ein altes Bier. Hieraus geht hervor, daß das Zuckern kleiner und geringer Moste, z. B. in ungenügenden Jahrgängen nichts weiter ist als ein Verfahren, auf das die Natur selbst hinweist. Nicht der fertige Wein wird veräußert, sondern der Traubenmost wird vor der Gärung veredelt, wodurch aus einem Randwein jedoch ein Edelwein wird, sondern nur ein angenehmer schmeckender. Daß die berühmten Reine, Deutschlands Stolz, nicht der Zuckering bedürfen, versteht sich von selbst: billiger, gaumenerfreundender Tischwein ist ohne Zuckerung des Mostes meist nur in sonnigen, weiträumigen Jahren zu erzielen.

Wie weit es sich hierbei in Wirklichkeit schon um Kunstwein, nicht mehr reinen Naturwein handelt, soll hier nicht entschieden werden. Aber der Weintrinker will durchaus Naturwein haben, er begeistert sich für reinen billigen Traubenwein ohne Zucker, als ob Zucker Gift wäre. In den Beerenweinen jedoch wird Unlösliches an Zucker, Weinsäure und Spirit verarbeitet. Sie werden als hochbekömmlich gepriesen. Wieviel Zucker und Wasser dem Most ausländischer Reine zugefügt wurde, wieviel Spirit und Sirup als Krankenmittel empfohlen wurde, wieviel Weine enthalten, danach fragt man in der Regel nicht. Mit diesen Zusätzen soll man keineswegs etwa der Weinanfertiger und der Herstellung von Kunstweinen das Wort erteilt werden. Letzten Endes ist guter Wein immer ein Erzeugnis der Kellerei, also ein Kunstprodukt.

Schon die Alten tranken „Naturwein“, aber auch sie hatten schon Weingeheimnisse. Davon wird jedoch meistens nicht geredet; wir denken uns die Homerischen Helden sich mit reinem Traubenblut labend, wenn sie die Hand zum lechergerichteten Maß ausstreckten. Aber liest man den Euklid, daß die Griechen schon richtige Weinanfertiger waren. Herodotus nahm sie die Kunstigkeit mit Sips und Ralk; mit Marmor stumpften sie die Säure ab. Seemajer und Salz gaben sie hinzu. Für das Geheime machten sie einen Wein aus Wasser und Trester, den mehr oder minder ausgepreßten Trauben. In ähnlicher Weise bereiten sich die Winger ihren Hausstrank noch heute. Um dem Most größeren Gehalt zu geben, wurde ein Teil des Traubenstamens in Kesseln über Feuer zu Sirup eingedickt und in die Gärungshufe geschüttet. Auf diese Weise erhielten sie Weine, die spanischen Weinen ähnlich waren, wie zum Beispiel den Malaga. Ebenso verhält es sich